

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 1855

23 (8.6.1855) Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten

Unterhaltungsblatt

des Schwarzwälder Boten.

N 23.

Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 8. Juni

1855.

Marie.
(Fortsetzung.)

Das Pfingstfest war vorüber. Alles war wieder in die Geleise des alltäglichen Geschäftslebens zurückgekehrt. Auch im Grüning'schen Hause hatte das gewöhnliche Wirken und Walten der Werkeltage wieder Platz gegriffen. Emsig arbeitend, saß Marie am Fenster, blickte dann und wann die menschenleere Straße hinab und ließ die Nadel augenblicklich ruhen, wenn sie Fußstritte vernahm, die dem Hause sich näherten. Höher schlug ihr Herz, als an die Thür geklopft ward, diese sich öffnete und der Lieutenant Ratt hereintrat.

Erröthend erwiderte sie seinen achtungsvollen Gruß. — „Mein Vater erwartet sie in seiner Arbeitsstube,“ sagte sie, als er ihr einige Schritte näher trat.

„Ich komme dieses Mal nicht, um die Musikstunde zu nehmen,“ erwiderte er, „Dienstgeschäfte rufen mich nach Berlin und vielleicht, liebe Marie, sehe ich Sie und die Ihrigen lange nicht wieder.“

Der innige Blick, welcher diese Worte begleitete, durchbelebte Mariens tiefstes Innere, sie senkte die Augen, und als sie dieselben wieder hob, und sie den seinigen begegneten, da war es, als löbte sich in diesem Blicke das zarte Geheimniß ihrer Brust, und in wortloser, aber bedeutungsreicher Sprache erkannten sie den längst gesehnten Einklang ihrer Seelen. Aber nur wenige Sekunden dauerte dieß berebte Schweigen; während Marie vergebens nach Worten suchte, hatte sich Ratt gefaßt, und die trennende Kluft ihres Verhältnisses im Auge behaltend, kämpfte er die Worte nieder, die im Ergusse seines vollen Herzens den Lippen vielleicht entströmt wären. Des Auftrages gedenkend, den er vom Kronprinzen erhalten hatte, überreichte er Marie das goldene Kreuz, ihr des Prinzen eigene Worte wiederholend. Marie war überrascht und verlegen, aber nach einem kurzen Besinnen mußte sie, was sie zu thun hatte. „Herr von Ratt,“ sagte sie, „des Prinzen Gabe hat, als Beweis seiner Güte und Gnade, einen großen Werth für mich, und ich werde sie dankbar annehmen, wenn meine Eltern mir die Erlaubniß dazu geben; an diese bitte ich Sie, sich zu wenden.“

Der alte Grüning trat jetzt herein, und Ratt bedachte sich nicht, ihm die in Rede stehende Frage vorzulegen.

Wie eine düstere Ahnung zog durch des alten Mannes Seele eine Gefühl, das sich gegen die Annahme des Geschenkes sträubte, aber es abzulehnen, schien die Ehrerbietung zu verwehren, die er dem künftigen Könige schuldig war, und Ratt's freundliches Zureden gab den Ausschlag.

„Der Kronprinz,“ sagte Grüning, „erzeigt meiner Tochter eine große Ehre, für die ich Sie bitte, Herr von Ratt, Seiner Hoheit unseres unterthänigen Dankes zu versichern. Meine Tochter wird das Kreuz nehmen, und es als ein sie ehrendes Andenken an den trefflichen Prinzen bewahren.“

Marie empfing das Kreuz aus Ratt's Händen, der nach einem kurzen Verweilen Abschied von der Familie nahm, mit der Versicherung jedoch, seine Musikstunden fortzusetzen, sobald ihn die Verhältnisse zurückführen würden.

Als Marie allein war, dachte sie, zum ersten Male, ernstlich darüber nach, wie sie zu Ratt stehe. Als sie Rudolph versicherte, sie glaube die Liebe nicht zu kennen, sprach sie wahr, aber anders war es jetzt: jener sinnvolle Moment hatte die nur dunkel geahnten Gefühle rasch entwickelt, wie ein warmer

Frühlingssonnenblick die Keime der Pflanzen aus der Erde lockt. Aber welches war die Aussicht, die sich ihrer Liebe öffnete? Marie wußte so gut wie der Geliebte, daß sie hoffungslos war, aber dies trübte ihre Seele nicht, wie die seinige. „Ich darf ihn ja lieben, wie eine Schwester den Bruder liebt,“ sagte sie sich; „das streitet nicht gegen meine Pflicht, und das genügt mir auch. — Wie aber, wenn ein Anderer, wenn Rudolph sich um mich bewerben sollte?“ — Der Gedanke fiel ihr jetzt schwer auf's Herz, aber ihr reiner, kindlicher Sinn kam ihr auch hierin zu Hülfe.

Der Eltern Wunsch sei auch mein Wille! dachte sie, ihre Stimme sei mir Gottes Stimme! So blieb ihre ruhige Seele frei von aller Leidenschaftlichkeit, und vertrauend legte sie ihre Zukunft in die Hand der ewigen Liebe, die für Alle sorgt und wacht.

Einige Tage nachher, als das Frühstück die kleine Familie versammelte, hob der Vater an: „Du bist nun achtzehn Jahre alt, Marie, und es wird wohl Zeit, an eine Versorgung für Dich zu denken, denn wir werden alt, und Gott kann bald den Einen oder den Anderen von hinnen rufen, da würde es uns denn eine große Beruhigung seyn, Deine Zukunft durch die Heirath mit einem braven Manne zu sichern.“

Marie's Herz zog sich schmerzlich zusammen, aber sie schwieg. „Es hat sich jetzt,“ fuhr der Vater fort, „ein Freier gefunden, der Deine Hand begehrt, und der, meiner Meinung nach, nicht zu verachten ist. Kurz gesagt: es ist Rudolph, der sich um Dich bewirbt.“

Er setzte nun alle die Vortheile dieser Verbindung in's Licht. „Wir kennen Rudolph von seiner Kindheit an,“ sagte er; „er hat ein gutes Herz und Verstand, und auch gelernt hat er etwas; er wird gewiß einmal ein ausgezeichnete Arzt werden; das ist mir von Leuten gesagt worden, welche die Arzneikunde verstehen.“

„Ja, ja,“ stimmte die Mutter mit ein, „sein Brod wird er gewiß einmal ehrenvoll verdienen, und einen hübschen, seinen Anstand hat er auch; er weiß mit Leuten jeden Standes umzugehen. Nur Eins hätte ich an ihm auszusagen, das ist sein heftiges Temperament; wenn er in Zorn geräth, weiß er oft nicht, was er thut, und ich habe manchmal gesehen, wie er schwer bereuen mußte, was er in der Heftigkeit verrieth. Aber ich denke, das wird sich schon mit der Zeit geben, und eine kluge Frau kann durch ein verständiges Betragen einen Mann wohl sehr bessern, wie man viele Beispiele hat.“

Der Rector schob hier seine Schlafmütze auf die Seite und lächelte schalkhaft vor sich hin.

„Du brauchst nicht zu lachen,“ fuhr die Frau fort, „was ich sage, ist eine weltbekannte Sache; aber Du bist nicht damit gemeint, denn Du warst immer ein guter, verständiger Mann, und Gott gebe, daß Marie einmal nicht schlimmer daran sei, als ich.“

Sie reichte ihm die Hand, die er treuherzig schüttelte.

Er war im Begriff, den Händedruck durch einige scherzende Worte zu begleiten, als seine Augen auf Marie's Gesicht fielen, über welches zwei große Thränen rollten.

„Was fehlt Dir, mein Kind?“ sagte er erschrocken; „fürchte nicht, daß wir Dich zu irgend etwas zwingen werden; Du bist frei, nach eigener Wahl zu handeln.“

Marie faßte der Eltern Hände und küßte sie mit Junigzeit. „Ihr wißt ja, liebe Eltern,“ begann sie dann, „daß ich

Euch immer gern folgte; Ihr prägten mir ja schon in meiner Kindheit die Gebote Gottes in's Herz, und das vierte Gebot schien mir immer eines von den heiligsten, von den natürlichsten zu seyn. Auch im jezigen Falle gelobe ich Euch Gehorsam, aber vergönnt mir noch eine kleine Frist; ich habe Rudolph bis jetzt nur als Bruder betrachtet, und kann mich nicht so schnell gewöhnen, ihm einen anderen Namen zu geben."

"Das sei Dir gewährt, meine Tochter," antwortete der Vater; "prüfe Dein Herz genau, bevor Du eine entscheidende Antwort gibst; sei aber guten Muthes, denn wir wünschen nur Dein Glück."

Tags darauf, als der Rector in Amtsgeschäften, seine Gattin zum Besuch einer kranken Freundin, ausgegangen waren, saß Marie, den Kopf in die Hände gestützt, und tief in sich gefehrt, an ihrem Nähetisch, als Rudolph plötzlich hereintrat. Nachdem er Marie mit seiner Sitte und brüderlicher Vertraulichkeit zugleich begrüßt hatte, berührte er ohne Zögern den Gegenstand seiner Bewerbung. Marie hörte ihn freundlich an und antwortete dann ungefähr, wie sie dem Vater geantwortet hatte.

"Du bist mir sehr lieb und werth, Rudolph," sagte sie, "aber meine Liebe für Dich war eine schwesternliche; ob mein Herz eines Wandels fähig ist? ich weiß es nicht; laß uns dies von der Zeit erwarten."

Rudolphs Stirn umdüsterte sich. "Marie, Du gibst mir wenig Hoffnung," sagte er, ernst, fast traurig auf sie niederblickend.

"Sei mir für jetzt noch Bruder," erwiderte Marie, ihm die Hand reichend; "vielleicht kann ich Dir einst mehr werden, in jedem Falle wird mir Dein Glück gleich wichtig seyn."

Rudolph biß die Lippen zusammen und kämpfte gegen sein gereiztes Gefühl; da hob Marie noch einmal das schöne Auge zu ihm empor, und dieser milde Blick brachte die verstimmtten Saiten seines Gemüths wieder in Ordnung.

Gegen das Fenster gelehnt, blickte er unverwandt auf sie hernieder, während er in Gedanken ein zierlich gearbeitetes Kästchen von Lische genommen hatte, welches er aus einer Hand in die andere gleiten ließ. Plötzlich ließ er es aus Versetzen auf den Tisch fallen, der Deckel sprang auf und das Kreuz, welches Marie vom Prinzen erhalten, fiel heraus.

Rudolph nahm es auf und betrachtete es einige Augenblicke aufmerksam; eine hohe Röthe stieg ihm in's Gesicht, und der Blitz, der durch sein Augen zuckte, verkündete den Sturm, der in seiner Brust aufstieg.

"Von wem hast Du das Kreuz, Marie?" fragte er, mühsam gefaßt.

Marie bedachte sich einen Augenblick, sie konnte nicht lügen, aber sie fühlte ein Widerstreben, die Wahrheit zu sagen, daher schwieg sie. Ihr Erröthen und ihre Verlegenheit brachten Rudolph auf's Aeußerste.

"Ha, Falsche!" rief er, "Du wärest mich hintergehen; aber es gelingt Dir nicht! Dieses Kreuz hast Du vom Kronprinzen, ich kenne es!"

"Es ist wahr, Rudolph," sprach sie, zusammenbebend vor der Aufwallung seines Zornes, "aber höre, wie es zueing."

"Nichts will ich hören!" rief er mit drohender Stimme; "ich kenne Dich genugsam und sehe Dich nicht wieder!" Er warf das Kreuz auf den Tisch und stürzte hinaus, Marie in der größten Bedrängung zurücklassend.

Rudolph hatte den Geber des Kreuzes nicht bloß zufällig errathen. Wenige Tage zuvor hatte er es bei einem Goldarbeiter gesehen, wo er ein Geschenk für Marie zu ihrem herannahenden Geburtstag kaufen wollte; seine Wahl fiel auf das Kreuz, aber man sagte ihm, es sei schon dem Kronprinzen verkauft worden. Auch wurde es wirklich, als er noch in der Werkstatt war, von einem Bedienten des Prinzen abgeholt. Er hatte die zierliche Arbeit des Kreuzes so genau betrachtet, daß er es sogleich wieder erkannte, als er es bei Marie sah;

dies war genug für ihn, um Gedanken Raum zu geben, die sein stürmisches Gemüth in den höchsten Aufruhr brachten. Haß, Liebe, Schmerz und Wuth kämpften in ihm gegeneinander, und der schärfste Stachel der Dual lag für ihn in dem Gedanken, daß der Gegenstand seiner Eifersucht für ihn unerreichbar sei; ihm blieb Nichts übrig, als Dulden und Schweigen. Aber das ertrug seine leidenschaftliche Seele nicht. Die Begierde, sich an dem Zerstörer seines Glückes zu rächen, wurde immer heißer, immer dringender, und seine Vernunft war zu unnebelt, um ihre Herrschaft hier geltend zu machen. Dieß vermeinte Verhältniß Marie's zum Prinzen wollte er zerstören, wer auch als Opfer fallen werde: ihm galt es in seiner Verblendung gleich.

So kann selbst in einer edlen Natur das heiligste Gefühl der Menschheit Verbrechen erzeugen, wenn mächtige Leidenschaften das Gemüth aus dem Gleichgewicht bringen, und keine Gegenstügen vorhanden sind, die das Schwankende aufrecht erhalten.

Der Rector Grüning, durch Marie von dem Vorgefallenen unterrichtet, und besorgt über die Wirkung, die es auf seinen Pflegesohn machen könnte, war zwei Mal in dessen Wohnung, um ihn von seinem Irrthum und Marie's Unschuld zu überzeugen, aber er fand ihn nie.

Rudolph irrte rastlos umher, der Boden schien unter ihm zu brennen, der Himmel ihn zu brücken. Die Nacht verging ihm ruhelos, und Tags darauf, als wollte er sich selbst entziehen, schwang er sich auf sein Pferd, und in wildem Galopp sprengte er nach Berlin. Hastig durcheilte er dort mehrere Straßen und trat endlich in ein Weinhaus, um durch starke Getränke sein Gefühl zu betäuben. Er nahm in einer Ecke des Saales an einem Tische Platz, ohne sich um die übrigen Anwesenden zu bekümmern. In wilder Aufregung leerte er ein Glas nach dem Andern, bis Wein und Leidenschaft sein Blut in einen fast fieberhaften Zustand versetzten.

Da nannte dicht neben Rudolph eine bekannte Stimme seinen Namen: es war einer seiner Freunde, Brandner, der Secretair des österreichischen Gesandten.

"Was Henker, ist mit Euch vorgegangen?" rebete dieser ihn an; "Ihr hört und seht ja nicht; ich habe Euch schon zwei oder drei Mal gerufen, und wie seht Ihr aus? Ihr glüht ja, als läget Ihr im hitzigen Fieber und zecht, als ginge es auf Leben und Tod!"

"So mag es auch seyn!" murmelte Rudolph düster vor sich hin.

"Was Tausend habt Ihr vor?" sprach Jener wieder mit Verwunderung; "Ihr seid ja in gar böser Stimmung. Hat Euch Euer Mädchen unfreundlich angesehen? Ha ha! Ihr beißt die Lippen zusammen und reißt Euch die Stirn; ich hab's wohl getroffen? Nun, da gebt Euch zufrieden; Mädchenlaunen sollten mich nicht so verstimmen, denn die wechseln wie Aprilwetter."

Rudolph starrte finster vor sich hin.

"Es ist doch nicht Euer schönes Mädchen, die Euch gekränkt hat? Die steht ja aus, als könne sie kein Wasser trüben."

"Wo habt Ihr sie gesehen und woher wißt Ihr von ihr?" fuhr Rudolph auf.

"Woher ich von ihr weiß?" wiederholte Brandner, "von Euch selbst, Ihr habt ja oft genug von ihr gesprochen und ihre Schönheit und andern Eigenschaften gerühmt. Da gab ich mir denn die Mühe, als ich neulich in Potsdam war, sie aufzusuchen; ich sahe sie, als sie gerade aus der Kirche kam, und in der That, es ist ein allerliebste Mädchen."

"Ja, ja, ich besinne mich," sagte Rudolph, "ich sprach zu Euch von ihr, ich war ein Thor, daß ich sie einem Jeden preis und rühmte und bei manchem Fant die Luft erweckte, sie zu sehen."

"Ihr werdet anzüglich, mein guter Freund," erwiderte Brandner.

"Nein," fiel ihm Rudolph in die Rede, "das bezieht sich nicht auf Euch. Doch genug, ich habe thöricht gehandelt, und es ist nun vorbei! Alles vorbei!"

„Wirklich? so ernsthaft ist die Sache?“ fragte Jener, „also ein Anderer hat Euch aus dem Sattel gehoben? Nun, darum laßt Euch kein graues Haar wachsen, es gibt der hübschen Mädchen noch mehrere.“

„Sagt mir Nichts davon,“ rief Rudolph, „wenn Marie täuschen konnte, welcher wäre zu trauen? Nein, sie sind Alle falsch oder schwach. Der eitle Flitter äußerer Glanzes, Rang, Titel, ein Stern auf der Brust — o, das gilt ihnen mehr, als der schlechte wahre Freund, dessen treues Herz unter einem einfachen Rocke schlägt!“

„Tausend!“ unterbrach ihn Brander gespannt, „das klingt ja hoch; ein Stern auf der Brust?“

Rudolph stand auf und ging in ein Nebenzimmer, Brander sah ihm mit neugierigen Blicken nach, dann folgte er ihm.

„Hört, guter Freund!“ redete er ihn abermals an, „seid kein Thor, Euch ohne Noth zu härmen, schlagt Euch das Mädchen aus dem Sinne oder prüft erst, ob ihr ihm nicht Unrecht thut, denn Ihr seid doch wahrlich ein hübscher Bursche, und ich dachte, es müßte nicht leicht seyn, Euch auszufechen; ist es aber dennoch geschehen, so laßt ich zwar das Mädchen laufen, aber der Nebenbuhler sollte mir nicht ungestraft entkommen.“

„Und wenn er nun,“ entgegnete Rudolph, „auf unerreichbarer Höhe stände?“

„Das glaube ich nicht,“ erwiderte der schlaue Brander, „nach Euren Reden sollte man freilich Euren Nebenbuhler für einen Fürsten halten oder gar für den König selbst, und die

lassen sich nicht zu einer Rectorstochter herab.“

„Da kennt Ihr den Lauf der Welt schlecht,“ antwortete Rudolph, „vom König freilich ist Nichts zu beforgen, aber —“ Er hielt inne, es war, als mahne ihn eine warnende Stimme, zu schweigen, aber die Leidenschaft überthäubte sie, der Drang, das übervolle Herz zu erleichtern, vielleicht auch der Durst, dem vermeintlichen Nebenbuhler zu Schaden, gaben dem lauernden Brander Blößen genug, um durch künstlich verstellte Schlingen, die er in seine Fragen legte, das Geheimniß des erbitterten Jünglings allmählig herauszulocken. Der Kronprinz war genannt, und der listige Brander triumphirte im Herzen, seinen Herrn, den Gesandten, mit einer Nachricht überraschen zu können, die in der Waage seiner Politik doch vielleicht einiges Gewicht haben durfte; wenigstens konnte sie dienen, den Einfluß des Gesandten auf den König noch mehr zu begründen, um den Letzteren noch mehr von seinem Sohne zu entfernen.

Mit gehenselter Theilnahme sprach der verschmigte Secretair zu Rudolph: „Wenn es Euch zur Beruhigung dienen kann, so will ich Euch sagen, daß der Prinz Euch sobald nicht wieder ins Gehege kommen wird, er reist übermorgen mit dem Könige nach den Rheingegenden und kommt erst in einigen Monaten wieder; benützt seine Abwesenheit, um den Eindruck, welchen er auf das Herz Eures Mädchens gemacht hat, wieder zu verwischen; ich dachte, das könnte Euch nicht schwer fallen. Ich wünsche Euch alles Glück dazu! jetzt aber lebt wohl; ein wichtiges Geschäft ruft mich von hinnen. (Fortsetzung folgt.)“

Uniformen der neuen französischen Kaisergarde.

In der Schlacht an der Westseite von Sebastopol am 22. bis 24. Mai d. J. hat außer den Zuvaren auch die französische Kaisergarde Wunder von Tapferkeit abgelegt. Es dürfte daher unsern Lesern von Interesse seyn, wenn wir im Bilde einige Abtheilungen dieser Kerntuppen in diesen Blättern vorführen.

„Geht,“ sagte der Kaiser zu den Offizieren der Garde, die er vor ihrem Abgange aus Paris zur Tafel gezogen hatte, „geht, meine Gedanken werden Euch in die fernsten Länder folgen, wo Ihr für die Sache des Rechts und für die Ehre des Vaterlandes kämpfen werdet.“ Und zu den Soldaten sagte er bei der ihrem Marsche vorübergehenden Musterung unter Andern: „Empfanget diese Fahne, die Euch zum Siege führen wird, wie sie Eure Väter führte und wie sie Eure Kameraden geführt hat. Geht und nehmt Theil an den noch übrigen Gefahren und an dem noch übrigen Ruhme. Bald werdet Ihr die edle Fahne, nach der Ihr geht, empfangen und mitgewirkt haben, unsere Adler auf die Mauern Sebastopols zu pflanzen.“

Nach den neuesten telegraphischen Nachrichten aus der Kim hat die Kaisergarde die Worte des Kaisers gut beherzigt.



Sapeur in Parade.

Fußjäger.

Grenadieroffizier. Jägeroffizier.

Naturgemäße Selbstheillehre.

Der Schlagfluß.

Den hat der Schlag gerührt, pflegt man von Dem zu sagen, der plötzlich und ganz unvermuthet, ohne vorhergegangene Krankheit und Gewaltthätigkeit, entweder sofort vom Tode befallen wird oder doch das Bewußtseyn verliert und zugleich mit diesem auch noch die Fähigkeit, die eine Hälfte sei-

nes Körpers zu bewegen. Im letztern Falle kann der Kranke aber recht gut wieder zum Bewußtseyn und allmählig auch zur Bewegungsfähigkeit, also scheinbar zur vollen Gesundheit gelangen, jedoch stirbt er auch nicht selten im bewußtlosen Zustande nach kürzerer oder längerer Zeit (nach Stunden oder Tagen). Sehr häufig bleibt nach dem Verschwinden der Bewußtlosigkeit die halbseitige Lähmung zeitweilig zurück, bisweilen ganz voll-

ständig und in hohem Grade, manchmal sich mildernd und in niederem Grade. In einzelnen Fällen kehrt mit dem Bewußtseyn die Geistesbetheiligung nicht vollständig wieder und dann sind Gedächtnißschwäche, Stumpfsinn, selbst kindischer Gemüthszustand, die bleibenden Folgen des Schlagflusses, der sich übrigens nicht ungern, in kürzerer oder längerer Zeit wiederholt.

Der Schlaganfall (die Apoplexie) tritt entweder blitzschnell ein oder nach vorhergegangenem Schwindel, Dunkelwerden vor den Augen, heftiger Brustbeklemmung und Angstgefühl, fallender Sprache und Sprachlosigkeit. Mit dem Schwinden der Sinne und des Bewußtseyns fällt der Kranke plötzlich hin, sein Athem wird mühsam und schnarchend oder röchelnd, das Gesicht gewöhnlich einseitig verzerrt, bisweilen roth oder blauroth gefärbt, die Augen stier und glözend, die Pupille erweitert, die Augenlider herabgesunken, der von Speichel und Schaum bedeckte Mund mit dem einen Winkel schief nach abwärts gezogen, Arm und Bein der einen Seite schlaff herabhängend. — Von Vorboten, welche mit nur einiger Sicherheit das Herannahen eines Schlaganfalls verkünden könnten, ist keine Rede, noch weniger aber existirt ein besonderer Körperbau (ein sogenannter apoplektischer Habitus: untersezte Statur, kurzer, dicker Hals, rothes Gesicht), der zum Schlagflusse disponirt. Nur Personen in den höheren Lebensjahren und solche, die schnell fett geworden sind, werden am gewöhnlichsten vom Schläge getroffen.

Wodurch wird nun dieser plötzliche Tod oder diese Bewußtlosigkeit mit halbseitiger Lähmung veranlaßt? In der Regel trägt irgend ein Leiden des Gehirns die Schuld; bei dem Zustande aber, welchen der Arzt Hirnschlagfluß nennt, ist allemal eine Zerreißung von Blutgefäßen im Gehirn, mit Austritt einer größern oder geringern Menge von Blut aus den zerrissenen Gefäßen in die Hirnsubstanz, die Ursache. Daß nun aber öfters Gefäße im Gehirne zerreißten und so das ausgestoßene Blut entweder das ganze Gehirn oder nur die, vom Gehirne zu der einen Hälfte des Körpers tretenden Nerven durch Druck oder Zerquetschung lähmen kann, hat seinen Grund zunächst in einer solchen Entartung der Blutgefäßwände, bei welcher dieselben zerreißen werden, so daß jede stärkere Blutanhäufung in den Hirngefäßen auch leicht eine Zerreißung derselben veranlaßt. Diese Entartung ist aber doppelter Art; sie besteht nämlich entweder in einem Starren, Härten und Brüchigwerden der Gefäßwand, wie dies im höhern Lebensalter der Fall ist, oder in einem Fettig-, Weich- und Mürbewerden derselben, wie dies bei Personen vorkommt, die schnell fett wurden (zumal in Folge häufigen Genusses spirituöser Getränke). Die Zerreißung dieser leicht zerreißenen Blutgefäße kann sodann durch Alles veranlaßt werden, was eine größere Anhäufung von Blut in denselben erzeugt, sonach durch Alles, was entweder eine größere Menge von Blut zum Gehirn hintreibt oder dasselbe vom Gehirn nicht gehörig abfließen läßt. (Schluß folgt.)

Die Blumenengel.

Die Englein, liebes Maidelein,
Sind auch wohl so schön, wie du, und so fein;
Halt daß wir sie nur nicht können sehen,
Wann sie vom Himmel zur Erde gehen.

Wenn du's aber noch nicht weißt,
Wo die Engle wohnen zumest,
Wenn sie vom Himmel zur Erde kommen,
So will ich dir's sagen: das sind die Blumen.

Jegliche Blum' ist ein Gezelt,
Das sich ein Englein hat bestellt,
Wo's von seiner Wanderung hält Ruh,
Bis's wieder fliegt dem Himmel zu.

Und's Englein ist auf sein Häuslein bedacht,
Wie's jeder Mensch mit sel'm eigenen macht.
Es ziert's und schmückt's aus um und an,
Daß es im drinne gefallen kann.

Es holt sich goldigen Sonnenschein,
Und legt ihn rings außen um's Dachelein,

Es holt sich Farben mancherhand,
Und bemalt sich von innen des Häusleins Wand.

Es backt sich von Blumenmehl Him-
melsbrod,
Daß es auf Erden nicht leidet Noth;
Es bräut sich aus Thau sein Tränklein frisch,
Und schickt sich in allem ganz haushälterisch.

Und das Blümle hat recht seine Freud,
Wie sein Hausherr so drin schafft und bräut;
Und wenn's Englein dann wieder gen
Himmel wandert,
So fällt das Häuslein vor Weh auseinander.

Liebes Maidelein, wenn du dann
Willst allweil die Englein um dich han,
So mußt du's nur mit den Blümlein halben,
So we'n auch die Englein um dich walten.

Stell' eine Blume vor das Fenster dein,
So läßt sie dir keinen bösen Gedanken herein;

Stecke vor deine Brust einen Blumenstrauch,
So gehst du allweg mit einem Englein aus.
Begieße frühmorgens ein Lilienreis,
So bleibst du den ganzen Tag lilienweiß;
Stell' Nachts an dein Bett eine Rose zur
Hut,

So wiegt dich ein Engel auf Rosen gut.
Kein arg Träumen kann dich schrecken,
Denn ein Englein wird dich beden;
Und welche Träum' es zu dir läßt ein,
Das müssen gute Träume seyn.

Wann du dann in solcher Hut
Wirst träumen von meiner Liebesglut;
So denke, daß sie ist treu und rein,
Sonst ließ sie das Englein nicht zu dir ein.
Fr. R ü c k e r t.

Eine alte Geschichte.

Einem Studenten hatte der Wind das Fenster seines Dachsflüchens zertrümmert. Deshalb sagte er zu seiner Hausfrau: „Hausfrau, sagte er, lassen Sie mir doch das Fenster machen.“ Die Hausfrau aber dachte: da dürft' ich einen einstellen, der mir immer Fenstergläser macht, und ließ ein Blech vornageln. Da kam's zu folgendem Gespräch:

Student. Das Blech macht mir finster in's Zimmer.

Hausfrau. Dann machen Sie's auf.

Student. Dann geht der Wind herein.

Hausfrau. Dann machen Sie's wieder zu.

Student. Dann seh ich nichts.

Hausfrau. Dann machen Sie's wieder auf.

Und wenn es den Weiden nicht zu sad geworden ist, so behattiren sie heutigen Tags noch fort.

Diese Geschichte kennt man schon lang. Erst seit kurzem aber dürft' man wissen, daß sie's in Wien gerade so gemacht haben. Die russische Regierung, die Hausfrau im schwarzen Meer, schlug vor, die Dardanellen aufzumachen, und es gab folgende Gegenreden.

Westmächte. Wenn die Dardanellen offen sind, kann die russische Flotte heraus, das darf nicht seyn.

Rußland. Dann machen wir sie zu.

Westmächte. Dann ist Rußland mit der Türkei allein, das schickt sich nicht, wegen der Versuchung.

Rußland. Dann machen wir sie auf.

Westmächte. Dann könnte ja Rußland heraus.

Rußland. Dann machen wir wieder zu.

Und so werden sie, wenn ihnen unser Herrgott das Leben schenkt, noch fortstreiten viele Jahre lang. (Punsch.)

Räthsel.

Ich bin kein Baum, bin keine Hecke,
Und habe viele Blätter doch;
Ich bin nicht esbar, und doch schmecke
Ich manchen auch im Alter noch?

Auflösungen der Räthsel in den vorigen Numern:

Der Hauch.

Der Lobengraber.

Rebigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandecker.